

ro
ro
ro

DIE
WAHRHEIT
ÜBER
IHN

ROMAN

GREER HENDRICKS &
SARAH PEKKANEN

Die Wahrheit über ihn

Roman

Aus dem Englischen von Alice Jakubeit

 rowohlt
e-BOOK

«Klug und mit meisterhaften Twists.» Karin Slaughter

«Ein teuflisch kluges Katz-und-Maus-Spiel.» New York Times Book Review

«Was für eine Achterbahnfahrt.» Washington Post

«Schnallen Sie sich an, Sie werden dieses Buch nicht zur Seite legen können.» Glamour

«Wer intelligente Spannungsliteratur mag, die mehr will, als nach altbewährtem Schema einen Mörder zu suchen, und die Überraschungen bereithält, ist mit <The Wife Between Us> bestens bedient.» Stern.de

SARAH PEKKANEN ist eine internationale Bestsellerautorin und hat bereits sieben Romane veröffentlicht. Als investigative Journalistin und Autorin schrieb sie u. a. für die «Washington Post» und «USA Today». Sie ist die Mutter von drei Söhnen und lebt außerhalb von Washington, D. C.

GREER HENDRICKS arbeitete über zwei Jahrzehnte als Lektorin bei Simon & Schuster. Davor erwarb sie an der Columbia University einen Master in Journalismus. Ihre Beiträge erschienen u. a. in der «New York Times» und bei «Publishers Weekly». Greer lebt mit ihrem Ehemann und zwei Kindern in Manhattan.

«Die Wahrheit über ihn» ist ihr erster gemeinsamer Roman. Das Buch verkaufte sich in 30 Länder, stieg sofort an der Spitze der New-York-Times-Bestsellerliste ein und wird von Dreamworks verfilmt.

Von Greer:

Für John, Paige und Alex, voller Liebe und Dankbarkeit

Von Sarah:

Für diejenigen, die mich ermutigt haben, dieses Buch zu schreiben

ERSTER TEIL

PROLOG

Mit wehendem blondem Haar, roten Wangen und einer Sporttasche am Unterarm geht sie zügig den Bürgersteig entlang. Vor dem Gebäude, in dem sie wohnt, holt sie ihre Schlüssel aus der Handtasche. Die Straße ist laut und sehr belebt: Gelbe Taxis rasen vorüber, Pendler kehren von der Arbeit zurück, Leute betreten den Deli an der Ecke. Doch ich lasse die blonde Frau nicht einen Moment aus den Augen.

An der Tür sieht sie sich noch einmal kurz um, und es fühlt sich an wie ein elektrischer Schlag. Ich frage mich, ob sie meinen Blick spürt. Blickdetektion nennt man das – unsere Fähigkeit wahrzunehmen, dass wir beobachtet werden. Ein ganzes System im menschlichen Gehirn ist diesem genetischen Erbe unserer Vorfahren gewidmet, die sich darauf verließen, um nicht zur Beute eines Raubtiers zu werden. Ich habe diesen Schutzmechanismus kultiviert, dieses Kribbeln im Nacken, bei dem mein Kopf sich instinktiv dreht, um nach einem Paar Augen Ausschau zu halten. Aus Erfahrung weiß ich, wie gefährlich es ist, diese Warnung zu missachten.

Doch sie dreht sich einfach wieder um, öffnet die Haustür und geht hinein, ohne in meine Richtung zu sehen.

Sie weiß nicht, was ich ihr angetan habe.

Sie ahnt nicht, welchen Schaden ich ihr zugefügt,
welches Verhängnis ich in Gang gesetzt habe.

Für diese schöne junge Frau mit dem herzförmigen
Gesicht und dem sinnlichen Körper – die Frau, deretwegen
Richard, mein Ehemann, mich verlassen hat – bin ich
ebenso unsichtbar wie die Taube, die auf dem Bürgersteig
neben mir nach Nahrung pickt.

Sie hat keine Ahnung, was mit ihr geschehen wird, wenn
sie so weitermacht. Nicht die geringste.

KAPITEL EINS

Nellie hätte nicht sagen können, was sie geweckt hatte. Doch als sie die Augen aufschlug, stand eine Frau, die ihr weißes Spitzenhochzeitskleid trug, am Fußende ihres Betts und sah auf sie herab.

Sie stieß einen erstickten Schrei aus und griff nach dem Baseballschläger, der an ihrem Nachttisch lehnte. Dann gewöhnten ihre Augen sich an das körnige Dämmerlicht, und ihr wild hämmerndes Herz beruhigte sich ein wenig.

Als Nellie begriff, dass sie in Sicherheit war, entfuhr ihr ein gepresstes Lachen. Die vermeintliche Frau war bloß ihr Hochzeitskleid, das sie gestern, noch in Folie gehüllt, an die Schranktür gehängt hatte, nachdem sie es aus dem Brautmodengeschäft abgeholt hatte. Das Oberteil und der Tellerrock waren mit Seidenpapier ausgestopft, damit sie die Form bewahrten. Nellie sank zurück aufs Kopfkissen. Als ihre Atmung sich wieder normalisiert hatte, sah sie auf den Wecker mit den klobigen blauen Zahlen. Zu früh, wieder einmal.

Sie streckte den Arm nach dem Wecker aus, ehe er losplärren konnte; der Diamantverlobungsring an ihrer linken Hand, ein Geschenk von Richard, fühlte sich schwer und ungewohnt an.

Schon als Kind hatte Nellie nicht leicht einschlafen können. Ihre Mutter hatte keine Geduld für ausgedehnte Einschlafrituale gehabt, doch ihr Vater hatte ihr immer sanft den Rücken massiert und ihr mit dem Finger Sätze aufs Nachthemd geschrieben wie *Ich liebe dich* oder *Du bist etwas ganz Besonderes*, und sie hatte versuchen müssen zu erraten, was er da schrieb. Oder er hatte Muster, Kreise, Sterne und Dreiecke gezeichnet – jedenfalls bis ihre Eltern sich scheiden ließen und er auszog. Da war sie neun gewesen. Von nun an lag sie allein in ihrem großen Bett unter ihrer rosa und lila gestreiften Bettdecke und starrte auf den Wasserfleck, der ihre Zimmerdecke verunzierte.

Wenn sie endlich eindöste, schlief sie normalerweise tief und fest, sieben oder acht Stunden lang – so tief und traumlos, dass ihre Mutter sie manchmal regelrecht wach rütteln musste.

Doch das änderte sich schlagartig nach einer gewissen Oktobernacht in ihrem letzten Jahr auf dem College.

Ihre Schlafstörungen verschlimmerten sich rasant. Nun zerstückelten lebhafte Träume, aus denen sie abrupt aufwachte, ihre Nachtruhe. Einmal erzählte eine der Schwestern aus ihrer Studentenverbindung beim Frühstück, Nellie habe nachts irgendetwas Unverständliches geschrien. Sie versuchte, es abzutun: «Die Prüfungen stressen mich. Diese Psycho-Statistik-

Klausur soll der Horror sein.» Dann stand sie vom Tisch auf und holte sich eine weitere Tasse Kaffee.

Danach zwang sie sich, die Collegepsychologin aufzusuchen, doch trotz des behutsamen Zuspruchs der Frau konnte Nellie nicht über jenen warmen Herbstabend sprechen, der mit Wodkaflaschen und Heiterkeit begonnen und mit Polizeisirenen und Verzweiflung geendet hatte. Nellie suchte die Therapeutin zweimal auf, doch den dritten Termin sagte sie ab, und von da an ging sie nie wieder zu ihr.

Einiges davon hatte Nellie Richard erzählt, als sie beim Erwachen aus einem ihrer wiederkehrenden Albträume gespürt hatte, wie er die Arme um sie legte, während er ihr mit seiner tiefen Stimme ins Ohr flüsterte: «Ich halte dich, Baby. Bei mir bist du in Sicherheit.» In seinen Armen fühlte sie sich so sicher, wie sie es sich ihr ganzes Leben lang ersehnt hatte, sogar schon vor dem Vorfall. Neben Richard konnte Nellie sich endlich dem verwundbaren Zustand des Tiefschlafs überlassen. Es fühlte sich an, als wäre der unsichere Boden unter ihren Füßen endlich solide geworden.

Gestern Abend jedoch war Nellie allein in ihrer Wohnung im Erdgeschoss des alten Brownstone-Gebäudes gewesen. Richard war geschäftlich in Chicago, und ihre beste Freundin und Mitbewohnerin Samantha hatte bei ihrem neuen Freund übernachtet. Der Lärm der Stadt war durch

die alten Mauern gedrungen: Hupen, hin und wieder Geschrei, Hundegebell ... Obwohl die Verbrechensrate in der Upper East Side die niedrigste in ganz Manhattan war, waren die Fenster mit Stahlgittern gesichert, und drei Schlösser verstärkten die Wohnungstür, darunter das dicke, das Nellie nach dem Einzug angebracht hatte. Dennoch hatte sie ein zusätzliches Glas Chardonnay benötigt, um einschlafen zu können.

Nellie rieb sich die verklebten Augen, schälte sich langsam aus dem Bett und zog ihren Frotteebademantel an. Dann betrachtete sie nochmals das Kleid und fragte sich, ob sie versuchen sollte, in ihrem winzigen Kleiderschrank Platz dafür zu schaffen. Doch der Rock war so ausladend. Im Brautmodengeschäft, umgeben von seinen aufgeplusterten, paillettenbestickten Schwestern, war es ihr schlicht und elegant erschienen, wie ein einfacher Haarknoten im Vergleich zu einer aufwendigen Toupierfrisur. Aber neben den Kleiderhaufen und dem billigen IKEA-Regal in ihrem vollgestopften Zimmer erinnerte es mit einem Mal bedenklich an das Gewand einer Disney-Prinzessin.

Doch das ließ sich nicht mehr ändern. Der Hochzeitstermin rückte schnell näher, und jedes Detail war festgelegt, bis hin zum Tortenaufsatz – einer blonden Braut mit ihrem gutaussehenden Bräutigam, in einem perfekten Augenblick erstarrt.

«Meine Güte, die sehen sogar so aus wie ihr zwei», hatte Samantha gesagt, als Nellie ihr ein Foto von den altmodischen Porzellanfigurinen gezeigt hatte, das Richard ihr gemailt hatte. Der Aufsatz hatte seinen Eltern gehört, und nachdem Richard ihr den Antrag gemacht hatte, hatte er das Erbstück aus dem Keller geholt. Sam hatte die Nase gerümpft. «Schon mal auf die Idee gekommen, dass er zu gut ist, um wahr zu sein?»

Richard war sechsunddreißig, neun Jahre älter als Nellie, und ein erfolgreicher Hedgefondsmanager. Er hatte den drahtigen Körper eines Läufers, dunkelblaue Augen und ein unbeschwertes Lächeln, das über seinen eindringlichen Blick hinwegtäuschte.

Bei ihrer ersten Verabredung hatte er sie in ein französisches Restaurant eingeladen und mit dem Sommelier kenntnisreich über weißen Burgunder gesprochen. Bei ihrer zweiten Verabredung an einem verschneiten Samstag hatte er ihr vorher gesagt, sie solle sich warm anziehen, und war dann mit zwei leuchtend grünen Plastikschlitten erschienen. «Ich kenne den besten Hügel im Central Park», hatte er gesagt.

Er hatte eine ausgebleichene Jeans getragen und darin eine ebenso gute Figur gemacht wie in seinen tadellos sitzenden Anzügen.

Als Nellie auf Sams Frage geantwortet hatte: «Das denke ich jeden Tag», war das kein Witz gewesen.

Während sie über die sieben Stufen in die winzige Küchenzeile tappte, unterdrückte sie ein neuerliches Gähnen. Der Linoleumboden unter ihren nackten Füßen war kalt. Sie schaltete die Deckenlampe ein und stellte fest, dass das Honigglas – wieder einmal – völlig verklebt war, nachdem Sam ihren Tee gesüßt hatte. Der zähflüssige Honig war an der Seite herabgesickert und hatte eine bernsteinfarbene Lache gebildet, in der jetzt eine Kakerlake zappelte. Noch nach all den Jahren, die sie mittlerweile in Manhattan lebte, wurde ihr bei diesem Anblick ein wenig übel. Sie schnappte sich eine von Sams schmutzigen Tassen aus der Spüle und stülpte sie über das Insekt. *Soll sie sich damit befassen*, dachte Nellie. Sie schaltete die Kaffeemaschine ein, und während sie wartete, klappte sie ihren Laptop auf und las ihre E-Mails: Procente bei Gap; ihre Mutter war anscheinend Vegetarierin geworden und bat Nellie, darauf zu achten, dass es beim Hochzeitsessen eine fleischlose Alternative gab; und eine Benachrichtigung, dass ihre Kreditkartenzahlung fällig war.

Dann schenkte sie sich Kaffee in eine Tasse ein, die mit Herzchen und den Worten *Weltbeste Kindergärtnerin* verziert war. Sie und Samantha, die ebenfalls als Erzieherin bei Learning Ladder arbeitete, hatten im Küchenschrank ein Dutzend solcher Tassen stehen. Dankbar trank sie einen Schluck Kaffee. Sie hatte heute zehn Frühjahrsbesprechungen mit Eltern ihrer Gruppe von

Dreijährigen. Ohne Koffein bestünde die Gefahr, dass sie in der «Ruhe-Ecke» einschlieft, dabei musste sie hellwach sein. Als Erstes waren die Porters dran, die erst neulich per Mail beklagt hatten, der Gruppenraum lasse zu wenig Kreativität zu. Sie hatten ihr empfohlen, das große Puppenhaus durch ein Riesen-Tipi zu ersetzen, und einen Link angefügt, wo man eines für 229 Dollar erwerben konnte.

Wenn sie zu Richard zog, würde sie die Porters kaum mehr vermissen als die Kakerlaken, befand Nellie. Sie warf noch einen Blick auf Samanthas Tasse, bekam Gewissensbisse, nahm das Insekt mit einem Papiertuch auf und spülte es in der Toilette hinunter.

Als Nellie gerade die Dusche aufdrehte, klingelte ihr Handy. Sie hüllte sich in ein Handtuch und lief in ihr Zimmer, um das Telefon aus ihrer Handtasche zu holen, doch dort war es nicht. Ständig verlegte sie das Ding. Am Ende wurde sie zwischen den Falten ihrer Bettdecke fündig.

«Hallo?»

Keine Antwort.

Im Display stand «Unbekannte Rufnummer». Gleich darauf erhielt sie eine Mailbox-Benachrichtigung. Sie drückte eine Taste, um die Nachricht abzuhören, vernahm jedoch nur ein schwaches rhythmisches Geräusch. Atem.

Bloß Telefonmarketing, sagte sie sich, während sie das Handy wieder aufs Bett warf. Nichts Ungewöhnliches. Sie überreagierte wieder einmal. Es war einfach alles zu viel. Schließlich würde sie in den nächsten Wochen ihren Teil der Wohnung ausräumen, zu Richard ziehen und mit einem Strauß weißer Rosen in ihr neues Leben schreiten. Veränderungen zehrten an den Nerven, und im Moment standen eine ganze Menge davon an.

Dennoch: Es war der dritte Anruf in drei Wochen.

Sie sah zur Wohnungstür. Das Bolzenschloss aus Stahl war zugesperrt.

Sie ging zurück ins Bad, machte noch einmal kehrt, nahm ihr Handy mit und legte es auf den Rand des Waschbeckens. Dann schloss sie die Tür ab, hängte das Handtuch auf die Stange, betrat die Duschkabine und schreckte zurück, als kaltes Wasser auf ihren Körper spritzte. Sie passte die Temperatur an und rieb sich die Arme.

Im Nu erfüllte Dampf die Duschkabine, und Nellie ließ das heiße Wasser über die Verspannungen in ihren Schultern und den Rücken hinabströmen. Sie würde seinen Namen annehmen. Vielleicht würde sie sich auch eine andere Handynummer besorgen.

Hinterher schlüpfte sie in ein Leinenkleid und trug gerade Mascara auf ihre blonden Wimpern auf – nur am Eltern- und am Abschlusstag schminkte sie sich ein wenig

stärker für die Arbeit und zog auch hübsche Kleidung an -, da vibrierte ihr Handy, was auf dem Waschbecken ein lautes blechernes Geräusch erzeugte. Sie zuckte zusammen, der Mascrapinsel rutschte ihr nach oben aus und hinterließ unter ihrer Augenbraue einen schwarzen Fleck.

Sie sah aufs Display. Eine SMS von Richard:

*Kann es nicht erwarten, dich zu sehen, meine Schöne.
Zähle die Minuten. Ich liebe dich.*

Während sie die Nachricht ihres Verlobten las, löste sich die Beklemmung in ihrer Brust, die sie schon den ganzen Morgen verspürte. *Ich liebe dich auch*, schrieb sie zurück.

Heute Abend würde sie ihm von den Anrufen erzählen. Richard würde ihr ein Glas Wein einschenken und ihre Füße auf den Schoß nehmen, während sie sich unterhielten. Vielleicht fand er eine Möglichkeit, die unterdrückte Telefonnummer zurückzuverfolgen. Sie machte sich fertig, nahm die schwere Umhängetasche und trat hinaus in die kraftlose Frühlingssonne.

KAPITEL ZWEI

Das schrille Pfeifen von Tante Charlottes Wasserkessel weckt mich. Fahles Sonnenlicht sickert zwischen den Lamellen der Jalousie hindurch und wirft blasse Streifen auf meinen Körper, während ich in Fötushaltung daliege. Wie kann es schon wieder Morgen sein? Nach all den Monaten, die ich jetzt allein in einem Einzelbett schlafe – anstatt in dem breiten Doppelbett, das ich mit Richard teilte –, liege ich noch immer nur auf der linken Seite. Neben mir ist das Laken kühl. Ich lasse Raum für ein Gespenst.

Der Morgen ist die schlimmste Zeit für mich, weil ich dann für eine kurze Weile einen klaren Kopf habe. Dieser Aufschub ist so grausam. Ich kuschele mich unter die Patchworkdecke und habe das Gefühl, ein tonnenschweres Gewicht drückte mich auf die Matratze.

Richard ist jetzt wahrscheinlich bei meiner hübschen jungen Nachfolgerin; die dunkelblauen Augen fest auf sie gerichtet, zeichnet er mit den Fingerspitzen den Schwung ihrer Wange nach. Manchmal kann ich beinahe hören, wie er ihr die Zärtlichkeiten zuflüstert, die früher mir galten.

Ich bete dich an. Ich werde dich so glücklich machen. Du bist mein Ein und Alles.

Mein Herz hämmert, jeder einzelne stetige Schlag nahezu schmerzhaft. *Tiefe Atemzüge*, rufe ich mir in Erinnerung. Es funktioniert nicht. Es funktioniert nie.

Wenn ich die Frau beobachte, deretwegen Richard mich verlassen hat, bin ich jedes Mal beeindruckt davon, wie sanft und unschuldig sie ist. Ganz ähnlich wie ich, als Richard und ich uns kennenlernten und er die Hände so behutsam um mein Gesicht wölbte, als wäre es eine zarte Blüte, die er nicht beschädigen wollte.

Schon in jenen ersten berausenden Monaten kam er – es – mir manchmal so vor, als ginge er nach einem Drehbuch vor, aber das war nicht wichtig. Richard war fürsorglich, charismatisch und kultiviert. Ich verliebte mich beinahe sofort in ihn. Und ich habe niemals daran gezweifelt, dass er mich auch liebte.

Jetzt ist er allerdings fertig mit mir. Ich bin aus unserem Haus im Kolonialstil mit den vier Schlafzimmern, den bogenförmigen Türen und dem weiten üppig grünen Rasen ausgezogen. Drei dieser Schlafzimmer blieben unsere ganze Ehe hindurch leer, doch unsere Hausangestellte putzte sie trotzdem jede Woche. Ich fand immer einen Vorwand, um das Haus zu verlassen, wenn sie diese Türen öffneten.

Die Sirene eines Krankenwagens zwölf Stockwerke unter mir treibt mich endlich aus dem Bett. Als ich mir nach dem Duschen die Haare föhne, fällt mir auf, dass der Ansatz zu

sehen ist. Ich hole eine Schachtel Clairol Karamellbraun unter dem Spülbecken hervor, damit ich heute Abend daran denke, sie nachzufärben. Vorbei die Zeit, in der ich – nein, Richard – Hunderte von Dollars für Schneiden und Färben ausgab.

Ich öffne den alten Kirschbaumkleiderschrank, den Tante Charlotte auf dem GreenFlea-Flohmarkt erstanden und selbst aufgearbeitet hat. Vorher hatte ich einen begehbaren Kleiderschrank, der größer als das Zimmer war, in dem ich jetzt stehe. Stangenweise Kleider, nach Farbe und Jahreszeit geordnet. Regale voller Designerjeans in verschiedenen Ripped-Stadien. Ein Regenbogen aus Kaschmir entlang einer Wand.

Diese Kleidungsstücke haben mir nie viel bedeutet. Normalerweise trug ich tagsüber bloß eine Yogahose und einen Kuschelpulli und zog mir wie eine umgekehrt gepolte Pendlerin erst kurz vor Richards Heimkehr von der Arbeit etwas Eleganteres an.

Nun allerdings bin ich froh, dass ich ein paar Koffer mit meinen edleren Kleidungsstücken mitnahm, nachdem Richard mich aufgefordert hatte, aus unserem Haus in Westchester auszuziehen. Als Verkäuferin bei Saks im dritten Stock, wo die Designerlabel untergebracht sind, bin ich auf Provisionen angewiesen, daher muss ich unbedingt einen verkaufsfördernden Anblick bieten. Ich mustere die Kleider, die in fast militärischer Ordnung im Schrank

hängen, und wähle ein türkisfarbenes Chanel-Kleid aus. Einer der unverwechselbaren Knöpfe ist verbeult, und es sitzt lockerer als noch beim letzten Tragen, in einem anderen Leben. Auch ohne auf die Waage zu sehen, weiß ich, dass ich stark abgenommen habe; trotz meiner einsiebenundsechzig muss ich selbst Kleidungsstücke in Größe 34 enger machen.

Ich gehe in die Küche, wo Tante Charlotte griechischen Joghurt mit frischen Blaubeeren isst, und gebe ihr einen Kuss. Die Haut an ihrer Wange ist so weich wie Talkumpuder.

«Vanessa. Gut geschlafen?»

«Ja», lüge ich.

Sie steht an ihrer Küchentheke, barfuß und in ihrem weiten Tai-Chi-Anzug, und späht durch ihre Brille, während sie beim Frühstück eine Einkaufsliste auf einen alten Briefumschlag kritzelt. Für Tante Charlotte ist Schwung der Schlüssel zu psychischer Gesundheit. Sie drängt mich immer, mit ihr durch SoHo zu schlendern, einen Kunst-Event zu besuchen oder mir einen Film im Lincoln Center anzuschauen ... aber ich habe gelernt, dass aktiv zu sein mir nicht hilft. Schließlich können zwanghafte Gedanken einem überallhin folgen.

Ich knabbere an einem Vollkorntoast und stecke fürs Mittagessen einen Apfel und einen Proteinriegel ein. Tante Charlotte ist sichtlich erleichtert darüber, dass ich einen

Job an Land gezogen habe, und zwar nicht nur, weil es so aussieht, als ginge es mir endlich besser. Ich störe ihren Lebensrhythmus; normalerweise verbringt sie die Vormittage in einem Gästezimmer, das ihr als Atelier dient, und streicht dort schwere Ölfarben auf Leinwände, erschafft Traumwelten, die so viel schöner sind als die Welt, in der wir leben. Doch sie wird sich niemals beklagen. Als ich klein war und Mom ihre «Licht-aus-Tage», wie ich sie im Stillen nannte, brauchte, rief ich immer Tante Charlotte, die ältere Schwester meiner Mutter, an. Ich musste nur flüstern: «Sie ruht sich wieder aus», und schon kam meine Tante zu uns, ließ ihre Übernachtungstasche auf den Boden fallen, streckte die farbfleckigen Hände aus und schloss mich in die Arme, die nach Leinöl und Lavendel rochen. Ohne eigene Kinder verfügte sie über die Flexibilität, ihr Leben frei zu gestalten. Es war mein großes Glück, dass sie mich in den Mittelpunkt stellte, wenn ich sie am meisten brauchte.

«Brie ... Birnen ...», murmelt Tante Charlotte, während sie in ihrer geschwungenen Handschrift voller Schleifen und Schnörkel ihre Liste schreibt. Das stahlgraue Haar hat sie nachlässig zu einem Knoten aufgesteckt, und das zusammengewürfelte Gedeck vor ihr – eine kobaltblaue Glasschale, ein klobiger getöpfter Becher, ein Silberlöffel – wirkt wie die Inspiration zu einem Stillleben. Ihre Wohnung mit den drei Schlafzimmern ist sehr

geräumig, da Tante Charlotte und mein Onkel Beau, der schon vor Jahren gestorben ist, sie gekauft hatten, bevor die Preise in diesem Viertel durch die Decke schossen, doch sie vermittelt den Eindruck eines unkonventionellen alten Farmhauses. Die Holzböden sind uneben und knarren, und jedes Zimmer ist in einer anderen Farbe gestrichen – Butterblumengelb, Saphirblau, Mintgrün.

«Ist heute Abend wieder dein Salon?», frage ich, und sie nickt.

Seit ich bei ihr wohne, habe ich mich daran gewöhnt, in ihrem Wohnzimmer Studenten oder – ebenso normal – den Kunstkritiker der *New York Times* zusammen mit einigen Galeristen anzutreffen. «Lass mich den Wein auf dem Heimweg besorgen», biete ich ihr an. Es ist wichtig, dass Tante Charlotte mich nicht als Last empfindet. Sie ist alles, was mir geblieben ist.

Ich rühre meinen Kaffee um und frage mich, ob Richard seiner neuen Liebe gerade welchen kocht und ans Bett bringt, wo sie schläfrig und warm unter der kuscheligen Daunendecke liegt, die ich mir früher mit ihm teilte. Lebhaft sehe ich vor mir, wie ihr Mund sich zu einem Lächeln verzieht, während sie die Bettdecke für ihn lüftet. Richard und ich haben uns oft morgens geliebt. «Egal, was heute sonst noch passiert, zumindest hatten wir dies», sagte er immer. Mein Magen krampft sich zusammen, und ich schiebe den Toast von mir. Ich sehe auf meine Cartier-

Tank-Armbanduhr, ein Geschenk von Richard zu unserem fünften Hochzeitstag, und fahre mit der Fingerspitze über das glatte Gold.

Noch heute kann ich spüren, wie er meinen Arm hob und sie mir anlegte. Manchmal bin ich sicher, an meiner Kleidung noch einen Hauch seiner Zitrusseife von L'Occitane zu riechen. Ich habe das Gefühl, er ist immer mit mir verbunden, so nahe und so immateriell wie ein Schatten.

«Ich glaube, es würde dir guttun, wenn du dich heute Abend zu uns gesellst.»

Ich brauche einen Augenblick, um mich wieder zurechtzufinden. «Vielleicht», sage ich, obwohl ich weiß, dass ich das nicht tun werde. Tante Charlottes Blick ist sanft. Sie hat wohl durchschaut, dass ich an Richard denke. Allerdings kennt sie nicht die wahre Geschichte unserer Ehe. Sie glaubt, er sei der Jugend hinterhergerannt, habe mich fallengelassen, sei dem Muster so vieler Männer vor ihm gefolgt. Sie glaubt, ich sei ein Opfer: wieder eine Frau, die über das herannahende mittlere Alter gestolpert ist.

Wenn sie von meiner Rolle im Niedergang unserer Ehe wüsste, würde ihr das Mitgefühl aus dem Gesicht gewischt.

«Ich muss mich beeilen», sage ich. «Aber schick mir eine SMS, falls du noch etwas aus dem Laden brauchst.»

Diesen Verkäuferinnenjob mache ich erst seit einem Monat. Trotzdem habe ich schon zwei Verwarnungen

wegen Zuspätkommens erhalten. Ich muss eine bessere Einschlafhilfe finden; von den Tabletten, die meine Ärztin mir verschrieben hat, bin ich morgens immer ziemlich benommen. Beinahe zehn Jahre lang hatte ich nicht gearbeitet. Wer wird mich einstellen, falls ich diesen Job verliere?

Ich hänge mir meine schwere Tasche, aus der oben meine fast ungetragenen Jimmy Choos herausragen, über die Schulter, schnüre meine abgetragenen Nikes zu und setze die Ohrstöpsel ein. Auf meinem fünfzig Häuserblocks langen Fußweg zu Saks höre ich Psychologiepodcasts; die Zwangsstörungen der anderen lenken mich manchmal von meinen eigenen ab.

Die matte Sonne, die mich beim Aufwachen begrüßte, hat mich glauben gemacht, es würde langsam wärmer. Nun wappne ich mich gegen den peitschenden Spätfrühlingswind und mache mich auf die Wanderung von der Upper West Side nach Midtown Manhattan.

Meine erste Kundin ist eine Investmentbankerin, die sich als Nancy vorstellt. Ihre Arbeit nehme sie sehr in Anspruch, erklärt sie, aber heute sei ihr Vormittagsmeeting unerwartet abgesagt worden. Sie ist zierlich, hat weit auseinanderstehende Augen und einen frechen Kurzhaarschnitt, und ihr knabenhafter Körperbau macht es

zu einer Herausforderung, etwas Passendes für sie zu finden. Ich bin froh über diese Ablenkung.

«Ich brauche Kleidung, die Power ausstrahlt, sonst nehmen sie mich nicht ernst», sagt sie. «Ich meine, sehen Sie mich doch an. Ich werde immer noch nach dem Ausweis gefragt!»

Als ich sie sanft von einem streng geschnittenen grauen Hosenanzug wegsteuere, fällt mir auf, dass ihre Fingernägel völlig abgekaut sind. Sie bemerkt meinen Blick und steckt die Hände in die Taschen ihres Blazers. Ich frage mich, wie lange sie in ihrem Job durchhalten wird. Vielleicht findet sie einen anderen – irgendetwas Serviceorientiertes vielleicht, etwas, wo es um die Umwelt oder um Kinderrechte geht –, bevor der ewige Kampf ihren Lebensgeist bricht.

Ich greife nach einem Bleistiftrock und einer gemusterten Seidenbluse. «Vielleicht etwas Farbenfroheres?»

Während wir durch die Abteilung gehen, plaudert sie über das Radrennen, an dem sie nächsten Monat teilzunehmen hofft, obwohl sie kaum trainiert hat, und über das Blind Date, das ihre Kollegin für sie arrangieren will. Ich suche weitere Kleidungsstücke heraus und taxiere dabei immer wieder verstohlen ihre Figur und ihren Teint.

Plötzlich entdecke ich ein atemberaubendes Strickkleid von Alexander McQueen mit einem schwarz-weißen

Blumenmuster und bleibe stehen. Sanft streiche ich über den Stoff, und mein Herz beginnt zu hämmern.

«Das ist hübsch», sagt Nancy.

Ich schließe die Augen und denke an jenen Abend, an dem ich ein fast identisches Kleid trug.

Richard, der mit einer großen weißen Schachtel mit roter Schleife heimkam. «Zieh das heute Abend an», sagte er, als ich es ihm vorführte. «Du siehst phantastisch aus.» Bei der Alvin-Ailey-Gala tranken wir Champagner und lachten mit seinen Kollegen. Seine Hand lag auf meinem Rücken. «Vergiss das Abendessen», flüsterte er mir ins Ohr. «Wir fahren nach Hause.»

«Alles in Ordnung?», fragt Nancy.

«Ja», erwidere ich gepresst. «Dieses Kleid ist nichts für Sie.»

Nancy guckt überrascht, und mir wird klar, dass das sehr schroff klang.

«Das da.» Ich greife nach einem klassischen tomatenroten Etuikleid.

Den Arm voller Kleidungsstücke, die mir mit einem Mal sehr schwer vorkommen, gehe ich zu den Umkleidekabinen. «Für den Anfang haben wir genug, denke ich.»

Ich hänge die Kleidungsstücke auf die Stange an der Wand, versuche, mich auf die Reihenfolge zu konzentrieren, in der sie sie anprobieren sollte, und

beginne mit einer lila Jacke, die ihren olivfarbenen Teint zur Geltung bringt. Am besten, man fängt mit einer Jacke an, habe ich gelernt, weil die Kundin sich nicht entkleiden muss, um sie anzuprobieren.

Damit sie die Wirkung der Röcke und Kleider besser beurteilen kann, besorge ich Nylonstrümpfe und hochhackige Schuhe; dann tausche ich einige Stücke in Größe 30 gegen Größe 32. Am Ende nimmt Nancy die Jacke, zwei Kleider – darunter das rote Etuikleid – und ein dunkelblaues Kostüm. Ich rufe eine Schneiderin, um den Kostümrock abzustecken, und sage Nancy, ich wolle nur rasch ihre Einkäufe kassieren.

Stattdessen zieht es mich zurück zu dem schwarz-weißen Kleid. Auf der Stange hängen drei Exemplare davon. Ich nehme sie ab, bringe sie ins Lager und verstecke sie hinter beschädigter Ware.

Gerade als Nancy sich wieder umkleidet, kehre ich mit ihrer Kreditkarte und dem Beleg zurück.

«Danke», sagt Nancy. «Die hätte ich niemals selbst ausgesucht, aber ich freue mich wirklich schon darauf, sie zu tragen.»

Diesen Teil meiner Arbeit – die Möglichkeit, meinen Kundinnen ein gutes Gefühl zu geben – genieße ich wirklich. Kleidung anzuprobieren und Geld auszugeben veranlasst die meisten Frauen dazu, sich selbst in Frage zu stellen: *Macht mich das dick? Verdiene ich das? Bin ich*

das? Diese Selbstzweifel kenne ich gut, weil auch ich viele Male als Kundin in einer solchen Umkleidekabine gestanden und versucht habe herauszufinden, wer ich sein sollte.

Ich packe Nancys neue Kleider in eine Umhängetasche, reiche sie ihr und frage mich flüchtig, ob Tante Charlotte recht hat. Wenn ich in Bewegung bliebe und nach vorn blickte, würde mein Kopf vielleicht dem Vorwärtsimpuls meines Körpers folgen.

Als Nancy gegangen ist, bediene ich noch einige andere Kundinnen und gehe dann zu den Umkleidekabinen, um verworfene Kleidungsstücke zurück in den Verkauf zu bringen. Während ich sie sorgfältig auf Bügel hänge, höre ich zwei Frauen in nebeneinanderliegenden Kabinen miteinander plaudern.

«Uh, dieses Alaïa-Kleid sieht ja furchtbar aus. Ich bin so aufgeschwemmt. Die Kellnerin hat gesagt, die Sojasoße sei salzarm, aber sie hat gelogen, das weiß ich genau.»

Diesen Südstaatentonfall erkenne ich sofort: Hillary Searles, die Frau von George Searles, einem von Richards Kollegen. Hillary und ich sind uns im Lauf der Jahre bei zahlreichen Dinnerpartys und geschäftlichen Veranstaltungen über den Weg gelaufen. Ich kenne ihre Meinung zu öffentlichen versus privaten Schulen, Atkins-versus Zone-Diät und Saint-Barthélemy versus Amalfiküste. Heute kann ich es nicht ertragen, ihr zuzuhören.

«Juuhuu! Ist dadraußen irgendwo eine Verkäuferin? Wir brauchen andere Größen», ruft eine der Frauen.

Eine Kabinentür fliegt auf. Die Frau, die herauskommt, sieht Hillary so ähnlich – bis hin zu den roten Haaren –, dass sie nur ihre Schwester sein kann. «Miss. Können Sie uns helfen? Die Verkäuferin, die uns bedient hat, scheint sich in Luft aufgelöst zu haben.»

Ehe ich antworten kann, sehe ich etwas Orangefarbenes aufblitzen: Das anstoßerregende Alaïa-Kleid fliegt über die Tür der Umkleidekabine. «Haben Sie das da in 42?»

Wenn Hillary 3100 Dollar für ein Kleid ausgibt, dann ist die Provision die Fragen wert, die sie mir an den Kopf werfen wird.

«Ich sehe eben nach», erwidere ich. «Aber Alaïa ist keine besonders figurumspielende Marke, egal, was Sie zum Mittagessen hatten ... Ich kann es Ihnen in 44 bringen, falls es klein ausfällt.»

«Ihre Stimme kommt mir so bekannt vor.» Hillary späht heraus und verbirgt dabei ihren vom Salz aufgeschwemmten Körper hinter der Tür. Sie kreischt auf, und es kostet mich einige Mühe stehenzubleiben, während sie mich angafft. «Was tust du denn hier?»

Ihre Schwester meldet sich zu Wort: «Hill, mit wem redest du da?»

«Vanessa ist eine alte Freundin. Sie ist – ähm, sie war – mit einem von Georges Kollegen verheiratet. Warte einen